

Zum so genannten „gerechten Frieden“

Anlass

Der Begriff „gerechter Friede“ erschien mir bisher und erscheint mir heute noch suspekt. Merkwürdig! Eigentlich sollte ich als Christ und als aktives Mitglied der Friedensbewegung diesen Begriff auf Anhieb verstehen. Zumal die deutschen Bischöfe 1983 das Hirtenwort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ und 2000 „Gerechter Friede“ veröffentlicht haben. 1988 hat die ökumenische Versammlung der Kirchen in Dresden sich den „gerechten Frieden“ sogar als eine Art Leitperspektive für eine christliche Friedensethik¹ gewählt und 2007 hat die EKD die Denkschrift „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ herausgegeben. Überall „gerechter Friede“. Aber nein, mag der Begriff auch alt und ehrwürdig und im Osten Deutschlands für viele als Alternative zum sozialistischen Friedensbegriff willkommen gewesen sein – er will mir immer noch nicht eingehen. Dieses mein persönliches Verständnisproblem müsste nun niemand berühren. Aber steckt darin vielleicht doch ein Widerspruch? Oder ist es nur ein Pleonasmus nach Art der „runden Kugel“ oder eine Tautologie wie der „hölzerne Baumstamm“? Oder verbirgt sich darin etwa eine Kompromissformel des pazifistischen und des „militärischen“ Friedensstiftens, das von Politikern und Großkirchen so gerne verrührt wird? Geht es vielleicht nur schlicht um die semantische Umkehrung des „gerechten Krieges“, verkauft als Paradigmenwechsel, oder steckt wirklich tieferer Sinn dahinter? Oder ist vielleicht das einfache Wort „Frieden“ so leer und langweilig geworden, dass es einem ergeht wie dem Aloisius mit dem Hosianna-Singen²? Die Vorstellung von Frieden oder sogar von einem „ewigen Frieden“ kann ja etwas von einem Friedhof haben. Ein Wirtshausschild eines holländischen Gastwirts „Zum ewigen Frieden“ mit einem aufgemalten Friedhof soll ja Immanuel Kant zu seiner immer noch aktuellen Schrift „Zum ewigen Frieden“ angeregt haben. Könnte es also eine stille Angst geben vor dem ewigen Frieden, so dass manch einer empfiehlt, dass es für liberale Demokratien ratsam sei, alle zwanzig Jahre einen kurzen entschlossenen Krieg zu führen? Ist Frieden ohne seinen Gegenbegriff, den Krieg, vielleicht überhaupt schwer verständlich, so dass sogar der Gedanke einleuchtet, dass Pflugscharen und Winzermesser erst mal gegläht, gehämmert und geschlagen werden müssen, bevor sie zum Frieden taugen? Ist nicht der Friede sogar Zweck des Krieges?³ Oder ist das arme Wort Frieden so oft missbraucht worden, dass es noch zusätzlicher Adjektive bedarf, wie allgemein, wahr, faul, vollkommen, authentisch oder gerecht, um auszudrücken was man eigentlich meint? Für was musste dieses arme Wort nicht alles herhalten? Zum Kriegstrommeln war es immer schon zu gebrauchen und als Rechtfertigung eines Krieges nicht minder. Als Rechtfertigung für den präventiven, den zur Eroberung, den zur „Herstellung des Rechts“, zur Sicherung von Interessen und für den aus der „Schutzverantwortung“. So lohnt es sich offenbar nach wie vor, über „Frieden“ und insbesondere über den „gerechten Frieden“ nachzudenken.

Frieden

In allgemeiner Sicht ist mit „Frieden“ wie es selbst in einem Wikipedia-Artikel einleitend steht „die Abwesenheit von Gewalt oder Krieg“ gemeint. Karl Friedrich von Weizsäcker sagte 1963 beim Empfang des Friedenspreises des deutschen Buchhandels u.a. „der Friede ist nicht das goldene Zeitalter“. Diese beiden dürftigen Negativbestimmungen machen deutlich, dass es nicht so leicht ist, „Frieden“ allgemeingültig zu definieren, offenbar ist „Frieden“ ein Existenzialbegriff wie „Liebe“ „Gerechtigkeit“ oder „Wahrheit“. Von solchen Begriffen wissen wir zwar intuitiv was gemeint ist, sie entziehen sich aber einer prägnanten Definition.

Immerhin kann man aus diesen beiden Negativbestimmungen entnehmen, dass Frieden einen Zustand beschreibt, also ein Zu-einander-stehen von lebendigen Akteuren, von Menschen, Gruppen,

¹ siehe EKD-Denkschrift „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ 2.5 (73)

² aus „Ein Münchner im Himmel“ satirisches Stück von Ludwig Thoma

³ Immerhin meinte dieses auch ein amerikanischer General, auf dessen Denkmal in Washington DC sein Ausspruch steht: „Das Ziel des Krieges ist ein vollkommener Friede“.

Völkern oder Staaten und Staatenbündnissen. Frieden ist daher kein Begriff im luftleeren Raum, er bezieht sich auf das Verhältnis zwischen Akteuren. Jeder Akteur mag gleichzeitig in vielen solchen Verhältnissen leben, doch lässt sich vorzugsweise dann Allgemeingültiges finden, wenn man sich auf das Verhältnis von zwei Akteuren zueinander konzentriert: auf die Dreiheit von zwei Akteuren und deren Beziehung. Ist das Verhältnis durch Gewalt gekennzeichnet (Akteur 1 + Gewalt + Akteur 2) ist die Befindlichkeit dieser Dreiheit „Unfrieden“. Demnach ließe sich in erster Annäherung schließen, dass die Befindlichkeit einer Dreiheit Akteur 1 + Gewaltverzicht + Akteur 2 mit „Frieden“ beschrieben werden kann.

Mit der Bestimmung „Gewaltverzicht“ allein, kann man aber noch nicht zufrieden sein, weil der Gewaltverzicht ja mehr einschließt, als nur einen Verzicht. Er hat seinen Grund darin, dass die beiden Akteure einander anerkennen, achten, sich verbunden und solidarisch fühlen. Zwischen ihnen wirkt etwas, eine Bindekraft – sei man sich ihrer bewusst oder nicht: Ich nenne sie nicht Wahrheitskraft oder Gütekraft, ich nenne sie Liebe, die universale Bindekraft, die göttliche Urkraft. Ist Gewaltverzicht eine innere Haltung eines Akteurs, dann ist es diesem möglich mit allen anderen Akteuren in einem Friedensverhältnis zu stehen. Es lässt sich also verbuchen, dass Frieden mit Gewaltverzicht zusammenhängt, ja, dass Gewaltverzicht die Voraussetzung eines friedlichen Verhältnisses zwischen Akteuren ist, eine Be-zieh-ung.

Das bedeutet nicht, dass es zwischen den Akteuren keine Konflikte gäbe oder geben dürfte. Es besagt nur, dass zwischen ihnen keine Gewalt herrscht. Gäbe es zwischen den Akteuren keinerlei Konflikte, auch keine künftigen, wäre das ein Teil des „goldenen Zeitalters“ von dem von K. F. v. Weizsäcker sprach.

Mit der Feststellung, dass Frieden Gewaltverzicht voraussetzt, bleibt noch offen, ob Frieden überhaupt erstrebenswert ist oder gar zum Moralkodex, zum sittlich Sollenden gehört. Er steht ja expressis verbis nicht im Dekalog. Die Nützlichkeit des Friedens wurde zwar immer anerkannt, aber keineswegs als hoher oder höchster Wert gesehen. Für Heraklit von Ephesus galt bekanntlich der Kampf oder der Krieg als aller Dinge Vater, aller Dinge König, und für Platon und Aristoteles war Frieden weder Selbstzweck noch höchstes Ziel. Ein edles, gutes und glückliches Leben galt ihnen mehr, wozu auch die Bewährung als Krieger gehörte. Im Judentum dagegen spielte der Friede in einer umfassenden Form (Shalom) eine zentrale Rolle, woraus sich auch die Grußformeln „Shalom“, das christliche „der Friede sei mit dir/euch“ und das „As-salamu ´alaikum“ entwickelt hat. Die Stoa bemühte sich insbesondere um den Frieden der Seele, den inneren Frieden. Für das Christentum wurde schließlich „Frieden“ ein religiöses Zeugnis und ein Kriterium der Nachfolge. Bei den Rahmenereignissen des Lebens Jesu, wie Geburt und Auferstehung, sowie den Abschiedsreden Jesu wird Frieden zum zentralen Programm. Bei der Geburt Jesu – im ungeschützten Stall statt hinter wehrhaften Mauern - verkündeten die Engel Frieden (Luk 2,14). Die Erscheinung des Auferstandenen, des Opfers der Gewalt in Jerusalem, begann mit dem Friedensgruß (Luk 24,37) und in den Abschiedsreden versprach Jesus den Jüngern den heiligen Geist und den Frieden: „*Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht einen Frieden wie die Welt ihn gibt, gebe ich euch.*“ (Joh. 14,27) Das heißt beileibe nicht, dass den Jüngern und Jüngerinnen das Leid erspart bleibt, das mit dem Bekenntnis zum Frieden Christi verbunden ist. Davon zeugt Mat 10,34 und Luk 12,49-53 „*Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen, sondern das Schwert.*“ Friedensgewillte haben dieses Schwert immer wieder erfahren, wie Mahatma Gandhi, Martin Luther-King, Oscar Romero oder die Apostel selbst. Das Versprechen Jesu in Joh 14,27 heißt, dass er einen Frieden hinterlässt und gibt, der nicht der „Friede“ ist wie ihn die Welt gibt, einen „Frieden“ durch drohende Gewaltpotentiale, sondern „meinen Frieden“ – den Frieden Christi.

Da Jesus diesen Frieden nicht als aus der Welt stammend beschreibt, liegt der Schluss nahe, dass der Frieden von Gott kommt. Von Gott aber stammt die Bindekraft, die den ganzen Kosmos durchwaltet vom Atom bis zu den Galaxien, von der Zelle bis zur Menschheit: die Liebe. So könnte Friede ja mit Liebe zu tun haben.

In christlicher Akzentuierung drückt also Friede die Be-Ziehung zwischen zwei Akteuren aus, die durch die Ziehung (Bindekraft) der Liebe miteinander verbunden sind. Auch der so genannte innere Friede kann so gesehen werden, wobei der Ausdruck „Friede mit sich selbst“ die Beziehung

zwischen „ich“ und „selbst“ meint, die in Liebe miteinander verbunden sind. Friede mit Gott, der auch in den Worten *„meinen Frieden gebe ich euch“* anklingt, ist ebenfalls eine Charakterisierung einer Beziehung, der Beziehung von Gott und Mensch in Liebe. Der Friedensgruß „Shalom“, „Friede sei mit dir“ oder „Salam“ drückt den Willen aus, mit dem Adressaten in einer Beziehung verbunden zu sein. Das Wort „Beziehung“ enthält also bereits die Zugkraft, die beide Akteure miteinander verbindet - und die nichts anderes sein kann als die Liebe. Liebe ist die göttliche Kraft, ist die Bindekraft, die naturwissenschaftlich als Wechselwirkung verstanden werden kann. Sie ist im ernst gemeinten Friedensgruß enthalten, und sie ist für den Menschen verfügbar in all seinen Handlungen. Rudolf Otto deutet in seinem Werk *„Reich Gottes und Menschensohn“* zu Mat 10,12 u. f diese Kraft an, wenn er über eine dahinter liegende Vorstellung des Neuen Testaments schreibt: *„sie redet von der Kraft des Friedens-Grußes, den der Grüßende von sich selbst aussenden kann und der zu ihm „zurückkehrt“ wie ein persönlich ausgesandter Bote, der keine Stätte des Bleibens gefunden hat.“*⁴

Der naturwissenschaftlich orientierte Leser könnte elektrisiert sein von dieser Formulierung, beschreibt doch die moderne Physik die Wechselwirkungen, z. B. die Gravitationsanziehung oder die elektromagnetische Anziehung als einen Austausch von „Botenteilchen“ zwischen materiellen Objekten.

Frieden beschreibt also einen Beziehungsstand zweier Akteure, von Einzelpersonen, von Gruppen, von Völkern und Nationen, die durch „Liebe“ miteinander verbunden sind. Da es sich um lebendige Akteure handelt, ist dieser Zustand nicht statisch, er ist dynamisch. Selbst der fromme Wunsch „Ruhe in Frieden“ kann ja, wenn man darüber nachdenkt, nichts anderes sein, als im Jenseits in lebendiger Beziehung mit dem zu sein, von dem alle Liebe ausgeht: mit dem lebendigen Gott.

Wird dieser Beziehungsstand den Akteuren bewusst, dann *„ist Friede ein Bewusstseinszustand, ein Zustand der Verbundenheit mit den göttlichen Quellen des Lebens.“* So hat ihn der japanische Philosoph Masahisa Goi (1916-1980), der seine Lebensarbeit dem Frieden gewidmet hat, gesehen.⁵ Frieden in christlicher Akzentuierung hat also mit Gott zu tun und ist ohne die göttliche Bindekraft „Liebe“ nicht denkbar. Das erklärt auch, warum so viele Aussagen über den Frieden in Verbindung mit Gott gebracht werden. Paulus spricht vom *„Gott des Friedens“* (Röm 15,33 u. 16,20) oder in Eph 2,14 von Christus, der *„unser Friede“* ist. In der Schrift der Missionszentrale der Franziskaner zur Spiritualität der Gewaltfreiheit heißt es (S. 27) *„Der Friede kommt allein von Gott, und wir arbeiten lediglich als Gottes Werkzeuge, um diesen Frieden Wirklichkeit werden zu lassen.“* Auch der internationale Friedensgipfel der Religionen in Palermo 2002 verkündet: *„Der Name Gottes ist Frieden“*.

Gerechtigkeit

Da ich es nicht besser sagen könnte, möchte ich zu diesem Begriff Eugen Drewermann zitieren. In der Einführung zu seiner Übersetzung des Matthäus Evangeliums⁶ geht Drewermann auf den Vers 5,6 ein, der meistens übersetzt wird mit *„Selig die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“* oder *„die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit“*.

Dazu Drewermann: *„Das deutsche Wort »Gerechtigkeit« ist auf das engste gebunden an die Vorstellung von Recht und Ordnung, und es bezeichnet vor allem die angemessene Verteilung von Gütern und Lebensansprüchen. Was Jesus meint ist demgegenüber etwas völlig anderes und hat mit »Gerechtigkeit« im Deutschen allenfalls sehr entfernt etwas zu tun. Zugrunde liegt dem griechischen Wort für »Gerechtigkeit« das hebräische Wort *zdqh*, was so viel heißt wie »rechte Lebensart«, »Frömmigkeit«, »Rechtschaffenheit«“. In jedem Falle geht es hier wesentlich darum, dass die Stellung des Menschen zu Gott so ist, wie sie sein sollte. Die beste Übersetzung für das griechische Wort *dikaiosýne* (Gerechtigkeit) scheint deshalb im Deutschen zu lauten: »das richtige*

⁴ Rudolf Otto, *Reich Gottes und Menschensohn*, München 1954, S. 302

⁵ zitiert nach „Philosophers of Peace“ Hrsg. Peter Cornelius Mayer-Tasch S.113.

⁶ Die vier Evangelien, übersetzt von Eugen Drewermann, S. 96, Düsseldorf 2004, Patmos Verlag

Leben (vor Gott)«; und es wird nötig sein, diesen Ausdruck selbst dann beizubehalten, wenn er sich aufgrund seiner Länge ausgesprochen sperrig ausnimmt.

So zum Beispiel gleich am Anfang in Mt 3,15: Da lassen die meisten Übersetzer Jesus zu Johannes sprechen: »So gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.« Doch dieser Satz enthält drei Fehlübersetzungen auf einmal. »Es gebührt uns« ist im Deutschen nicht nur gestelzt, es ist auch falsch; denn es geht nicht darum, dass Johannes und Jesus sozusagen als Belohnung besonderer Verdienste nun in den Genuss kämen, ein besonders kostbares Werk zu verrichten; das griechische Wort, das da steht, ist noch heute auf Neugriechisch in Gebrauch: »posa prepi«? fragt man im Restaurant oder im Laden, und man meint damit gerade nicht: Was gebührt mir?, sondern: Was bin ich schuldig? Zudem geht es nicht um ein »Erfüllen«, sondern um ein »Verwirklichen« all der Verheißungen, auf die Matthäus immer wieder hinweist (vergleiche Mt 1,22; 2,15.17.23; 4,14; 8,17; 12,17; 13,35; 21,4; 26,54.56; 27,9: »wahr machen«, »wahrnehmen«, »realisieren« sind die Inhaltsbestimmungen des rein quantitativ vorgestellten »Erfüllens«. Dann aber »die ganze Gerechtigkeit«! Gemeint ist gerade nicht die Verteilungsordnung unter Menschen, sondern: »alles, was Gott vom Menschen will«. Es geht darum, endlich so zu leben, dass die Menschen erkennen, was Gott mit Ihnen gemeint hat, als er sie erschuf. Wenn wir setzen: »das rechte Leben vor Gott«, ist vor allem die Assoziation noch mitzuhören: »endlich richtig leben« – im Sinne von: sinnerfüllt, glücklich, lohnend, fruchtbar zu leben - »gut«, mit der Vokabel der Paradieserzählung (Gen 2,9-17). Das »gute Leben«, nach dem Menschen hungern und dürsten, ist dabei selbstredend so wenig moralisch zu verstehen wie materialistisch; es ist ein Leben, das sich ergibt, wenn ein Mensch mit Gott im Einklang ist“. Soweit Eugen Drewermann.

Aus jüdisch-christlicher Sicht kann demnach „Gerechtigkeit“ nicht aus einer Verteilungsordnung von Habe heraus entwickelt werden. Das wird auch deutlich im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Eine Verteilungsgerechtigkeit ist zwar wichtig, doch ist sie wohl eine **Folge** des „rechten Lebens vor Gott“. Denn wie kann jemand sich einfühlend einsetzen für eine gerechte Verteilung von Gütern, wenn es ihm am rechten Leben gebricht. Sein Augenmerk wird eher darauf gerichtet sein, den Wohlstand seiner eigenen Gruppe auch mit Gewalt schützen zu wollen, als auf ihn zugunsten anderer zu verzichten. Auch hier gilt „suchet zuerst das Reich Gottes und alles andere wird euch dazugegeben“ (Luk 12,31). In der Überschrift der EKD-Denkschrift von 2007 klingt dieser Ursache- und Wirkungszusammenhang von „Gerechtigkeit“ an, wenn es heißt: „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“.

Im deutschen Begriff „Gerechtigkeit“ schwingt ferner nicht nur eine Verteilungsgerechtigkeit mit, sondern auch noch eine „Vergeltungsgerechtigkeit“: dass die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Selbst in der letzten Gerechtigkeit - dem Jüngsten Gericht – bei dem „Unkraut vom Weizen“ geschieden wird, geht es um „Vergeltungsgerechtigkeit“. Es mag sein, dass es sich dabei um Auslegungsprobleme handelt. Doch die traditionelle großkirchliche Auslegung der heiligen Schriften einschließlich der Prägung der heute lebenden älteren Christenheit durch sie, enthält diese Vergeltungsgerechtigkeit wie sie z.B. bei Mat 25,41 oder 25,46 zum Ausdruck kommt.

Daraus nährt sich mein Gefühl, dass die Forderung nach Gerechtigkeit, so wie wir diese gemeinhin verstehen, dem Frieden wenig dienlich ist. Der zweite Weltkrieg entsprang u.a. aus dem Versailler Vertrag, der als „ungerecht“ empfunden wurde. Der zweite Golfkrieg wurde möglich durch ein „Gerechtigkeitsempfinden“, dass es nicht angehe, dass der Irak Kuwait annektiere, trotz guter Gründe, die der Irak ins Feld führte. Das sind nur zwei Beispiele von vielen, in denen es um „Gerechtigkeit“ ging, die freilich von den Kontrahenten jeweils unterschiedlich ausgelegt wurde. Auch die Vergeltungsgerechtigkeit gegenüber Menschen, die von Verbrechen betroffen sind, kann hier erwähnt werden. Viele dieser Menschen glauben erst dann gerecht behandelt worden zu sein, wenn die Verbrecher durch Strafe sühnen müssen. Dieses Rechtsempfinden, das wohl noch aus dem Talionsprinzip rührt, beherrscht nicht nur einzelne Menschen, sondern weitgehend Nationen. Tag für Tag hören wir unverblümt von Vergeltungsschlägen und Strafaktionen, die wiederum nach Rache schreien. In der Menschheitsgeschichte ist soviel an Gewalttaten geschehen und es geschieht weiter, so dass es schlicht unmöglich ist, Gruppen, Nationen, Religionsgemeinschaften und Einzelmenschen „Gerechtigkeit“ widerfahren zu lassen. Und gerade geschichtliche Ereignisse wirken nach, oft noch mehr als viele Jahrhunderte. Nicht wenige Menschen tragen es der heutigen

katholischen Kirche immer noch nach, was vor 800 Jahren geschehen ist. So grollen orthodoxe Christen noch heute, dass im 4. Kreuzzug 1202-1204, trotz Protesten des damaligen Papstes, Venezianer und französische Ritter Konstantinopel zerstörten und plünderten und damit die Tore für die muslimischen Seldschuken öffneten und das Ende von Byzanz einleiteten. Für Serben ist die Schlacht auf dem Amselfeld im Kosovo 1389 noch heute Grund genug, den Kosovo als rechtmäßige serbische Provinz anzusehen. Auch in deutschen Flüchtlingsverbänden schweigen die Stimmen nicht, die Eigentumsrückgabe und Entschädigung aus Gründen der Gerechtigkeit fordern. So erzeugte und erzeugt die Herstellung von „Gerechtigkeit“ neues Unrecht. Die Rückgabe von Landbesitz in den neuen Bundesländern an die Erben der ursprünglichen Eigentümer z. B. erschien gerecht, schuf aber neues Unrecht, da die durch den DDR-Staat eingesetzten Landnutzer vielerorts gehen mussten. Geht man noch weiter zurück, so ergibt sich, dass die Landnahme mancher geadelter Eigentümer schon damals Unrecht war. Von der Kolonisation bis zu den Völkermorden im 20. Jahrhundert, ja sogar vom Beginn geschriebener Geschichte an, überzieht ein Netz von Gewalttaten die Erde, deren Wirkung bis in die Gegenwart präsent ist. In diesem Wirkungszusammenhang ist es objektiv unmöglich, Gerechtigkeit herzustellen. Hier gibt es nur eine Lösung: Vergebung! So kann Gerechtigkeit, so wie wir sie im Deutschen verstehen, aus meiner Sicht keinen Frieden schaffen – er kann nur aus der Vergebung erwachsen. Und Vergebung kommt aus dem „richtigen Leben vor Gott“ - wie das griechische „dikaiosýne“ durch Drewermann übersetzt worden ist. Ich würde es sogar noch direkter formulieren, etwa dem „richtigen Leben in der Liebe“. Hierbei ist das Abstraktum „Gerechtigkeit“, das jeglicher Auslegung zugänglich und somit zum Handeln wenig tauglich ist, zurückgeholt in eine konkrete verantwortliche Handlungsebene. Das „richtige Leben vor Gott“ oder das „richtige Leben in der Liebe“ schließt Gewalt aus, denn Gewalt ersetzt die Liebe. „Gerechtigkeit“ aber schließt im Verständnis der meisten Menschen Gewalt ein und ist als Begründung vor allem tauglich für die Legitimation von Gewaltanwendung, von Krieg, Militär und Rüstung; desgleichen wie wir im folgenden sehen werden, der Begriff des „gerechten Friedens“.

Der gerechte Friede

Im Hirtenwort der deutschen Bischöfe von 2000 „Gerechter Friede“ wird dieser Friede als eine Folge der Gewährleistung von Menschenrechten dargestellt, die sich aus der Würde des Menschen ergäben. *„Wenn nämlich der menschlichen Person aufgrund ihrer „erhabenen Würde unverletzliche(r) Rechte(n) und Pflichten“ zukommen, dann muss alles dem Menschen zugänglich gemacht werden, was (er) für ein menschliches Leben braucht, wie Nahrung, Kleidung und Wohnung, sodann das Recht auf eine freie Wahl des Lebensstandes und auf Familiengründung, auf Erziehung, Arbeit, guten Ruf, Ehre und gezielte Information; ferner das Recht zum Handeln nach der rechten Norm seines Gewissens, das Recht auf Schutz seiner privaten Sphäre und auf die rechte Freiheit, auch in religiösen Dingen.“ (Gaudium et Spes Nr. 26). Das Leitbild des gerechten Friedens beruht auf einer letzten Endes ganz einfachen Einsicht: Eine Welt, in der den meisten Menschen vorenthalten wird, was ein menschenwürdiges Leben ausmacht, ist nicht zukunftsfähig. Sie steckt auch dann voller Gewalt, wenn es keinen Krieg gibt. Verhältnisse fortdauernder schwerer Ungerechtigkeit sind in sich gewaltgeladen und gewaltträchtig. Daraus folgt positiv: „Gerechtigkeit schafft Frieden“. Der Bedingungs-zusammenhang von Gerechtigkeit und Frieden, den wir bereits in unserem früheren Hirtenwort dargelegt haben, birgt in sich die Möglichkeit einer Politik der Gewaltvorbeugung und gleichzeitig die Verpflichtung, sie zu verwirklichen.“⁷*

Ähnlich argumentiert auch die EKD-Denkschrift von 2007:

„Der gerechte Friede umfasst nicht nur das faktische Überleben, sondern eine bestimmte Qualität menschlichen Lebens, ein Leben in Würde: er erfordert deshalb die Förderung der Freiheit. Das christliche Verständnis des Menschen favorisiert ein positives Verständnis der Freiheit zur Kommunikation und Kooperation. Friede in Freiheit ist die Chance, ein gegen Gewalt und Unterdrückung geschütztes Zusammenleben zu führen, in dem Menschen von ihren Möglichkeiten

⁷ „Gerechter Friede“ (59)

und Fähigkeiten kraft eigener Entscheidung gemeinschaftlichen Gebrauch machen können. Wenn sie nicht mit dem Schutz der Freiheit einher ginge, bliebe auch die innerstaatliche Monopolisierung von Gewalt Ausdruck willkürlicher Übermacht und bloßer Herrschaft des Stärkeren. Innerstaatlich ist es in demokratischen Rechtsstaaten gelungen, das Gewaltmonopol rechtlich einzuhegen, durch Gewaltenteilung zu kontrollieren, durch den Schutz von Grundfreiheiten zu begrenzen und für demokratische Beteiligung zu öffnen. In Analogie dazu besteht auch auf zwischenstaatlicher Ebene die Aufgabe darin, das Recht des Stärkeren durch die Stärke des Rechts zu ersetzen. Eine der rechtsstaatlichen Ordnung des einzelnen Staats analoge Befolgung der Herrschaft des Rechts in den internationalen Beziehungen muss die Garantie der Menschenrechte einschließen.“⁸

In beiden Beschreibungen wird Friede verrechtlicht. Das Hirtenwort spricht von Rechten und Pflichten. Die EKD-Denkschrift von „geschütztem Zusammenleben“, „rechtlicher Einhegung“ und „Garantie der Menschenrechte“. In beiden Schriften wird gewissermaßen vorausgesetzt, dass gerechter Friede des Schutzes gewaltbewehrter Institutionen bedarf. „*Recht ist auf Durchsetzbarkeit angelegt*“ heißt es in der EKD-Schrift am Beginn des Kapitels 3.2 (98), das mit „Rechtserhaltender Gewalt“ statt mit „Gerechter Krieg“ getitelt ist. Doch dies ist dem Frieden meiner Meinung nach fremd. Niemand kann zum Frieden gezwungen werden – vielleicht zum Stillhalten. Aber nicht zu dieser vergebenden und vertrauenden Bindung oder Beziehung von Akteuren, für die allein der Begriff „Friede“ passend ist.

Damit ist nichts gegen die Bedeutung des Rechts im Zusammenleben der Menschen gesagt. Wir alle wünschen uns vereinbarte Regeln, die uns selbst helfen nach unserer höheren Einsicht zu leben, miteinander auszukommen und über die eigenen zeitweiligen Unwilligkeiten hinwegzukommen. Doch Friede geht dem Recht voraus und scheint mir gerade jene Art von Beziehung zu sein, die den Wunsch nach vereinbarten Regeln nach sich zieht. Bei einer geglückten Mediation steht die Vereinbarung am Schluss. Vorausgehen wird der Wille beider Akteure, in ein fruchtbares Verhältnis und gegenseitiger Achtung einzutreten. Von daher ist die paradox klingende Aussage in der gemeinsamen Erklärung der United Church of Christ und der Kirchenprovinz Sachsen vom 18.1. 2003 „*Frieden ist der Weg zum Frieden*“ erhellend und nicht ohne Sinn. Wir haben uns daran gewöhnt, dem Frieden ein Adjektiv voran zu stellen wie z.B. faul, wahr, sicher, tief, ewig, umfassend, gerecht usw. Das Wort Friede aber verträgt nicht jegliche Adjektive. Besonders empfindlich scheint es zu reagieren, wenn es mit „Gerechtigkeit“ oder „gerecht“ näher bestimmt werden soll. Allzu leicht wird Friede dann zur Forderung, die sich auf Gewalt – freilich auf „legitime“ oder „legale“ Gewalt-Anwendung und Androhung abstützt; was dem Begriff „Frieden“ aber fremd ist und ihn entwertet. Frieden hat etymologisch mit frei und Freundschaft zu tun, Bedeutungen, die keinerlei Gewalt enthalten, auch nicht jene euphemistischen Formen wie „schützende -“ oder „rechtserhaltende Gewalt“.

Der Friede Christi - Friede aus der Gewaltfreiheit

Wenn wir vom „gerechten Frieden“ sprechen, sprechen wir davon, wie Friede sein soll und denken im besten Fall dabei mit, dass Gewalt darin keinen Platz haben sollte. Wenn aber Friede – wie oben ausgeführt – ein Charakteristikum einer Bindung ist, einer Beziehung, frei und freundschaftlich, dann enthält der Begriff „Friede“ selbst bereits das, was man unter „gerecht“ verstehen kann. Wichtiger erscheint mir daher, auf das sprechen zu kommen, woraus denn Frieden wirklich entsteht. Ist er tatsächlich ein Werk der Gerechtigkeit wie bei Jes 32,17 angedeutet ist, oder ist es umgekehrt, so wie es der Jakobusbrief 3,18 nahelegt? Würde Jes 32,17 anders übersetzt, etwa nach Drewermann „Der Friede kommt aus dem rechten Leben (vor Gott)“ dann könnte man auch erahnen, dass der Friede aus dem Gewaltverzicht kommt, denn das rechte Leben vor Gott ist nach der Bergpredigt sicher ein Leben ohne Gewalt.

Positiv ausgedrückt, kommt der Friede aus der Kraft, die uns Menschen miteinander verbindet; sie wird spürbar im moralischen Bewusstsein, in der Achtung voreinander und in einer gewaltfreien

⁸ „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ (82)

Gesinnung. Diese geistige Kraft kann sich auch emotional und sexuell intensivieren, Leib und Gemüt umfassend. Sie heißt schlicht Liebe. Sie hält die Welt zusammen, doch sie stammt nicht von dieser Welt. Sie kann ersetzt werden durch eine andere geistige Kraft, durch die Kraft „dieser Welt“, durch eine menschliche Kraft: die Gewalt. Da die Liebe eine Bindekraft ist, eine Zugkraft, ist die Gewalt ihr Gegensatz, eine Trennkraft, eine Druckkraft. Wenn Friede also nur aus der Liebe⁹ entstehen kann, ist er mit jeglicher Gewaltanwendung unverträglich, sei diese innerhalb einer Beziehung oder von außen her wirksam. Ist sie innerhalb einer Beziehung zweier Akteure vorhanden, kann von Frieden keine Rede sein, die Beziehung wird zur Bedrückung, zur Bedrängung. Wirkt sie auch von außerhalb ein, werden die einander abstoßenden Akteure zusammen geschoben oder zusammen gedrückt. Es wird zusammengedrückt, was mangels gewaltfreier Gesinnung nicht zusammen passt. Diese externe Gewalt wird oft „schützende Gewalt“ oder „rechtserhaltende Gewalt“ genannt: dann ist von peacekeeping die Rede. Doch nirgends kann ich sehen, dass die Gewalt in der Lage wäre, Frieden zu erzeugen - allenfalls kann sie eine Trennung zementieren. Seit 1964 sind Blauhelme in Cypern im Einsatz zwischen Türken und Griechen und seit 1948 sind UN-Soldaten zwischen Israel und Palästina stationiert, und immer noch gibt es keinen Frieden.

Man könnte ja glauben, dass eine aufrechterhaltene Trennung ohne Blutvergießen einen Frieden vorbereiten könne. Allein, dieser Friede verlangt Gewaltverzicht mindestens von einem der Akteure. Doch dieser Gewaltverzicht hat kaum eine Chance, wenn Gewalt – sei sie „schützend“ oder „rechtserhaltend“ – als Mittel und Ordnungsprinzip allgegenwärtig ist.

Damit Friede ist zwischen zwei Akteuren, darf also weder zwischen ihnen, noch von dritter Seite aus Gewalt einwirken. Das Verhältnis muss frei sein von Gewalt: So entsteht aus der Gewaltfreiheit – die wie die Compassion nichts anderes ist als ein Merkmal der Liebe – der Friede.

Wenn nun Jesus nach Joh 14,27 zu seinen Getreuen sagt: *„Friede hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“*, dann stellt sich die Frage, was ist mit dem Frieden, den er hinterlassen hat, mit „seinem“ Frieden, mit dem Frieden Christi gemeint? Ist es ein spezieller Friede, der „gerechte Friede“, der „innerer Friede“, ein „politischer oder ökologischer Friede“ oder sonst ein besonderer? Nein, es ist der Friede aus der Gewaltfreiheit heraus entsteht und damit all dieses zugleich.

Luigi Bottazi, Bischof der piemontesischen Stadt Ivrea und Friedensaktivist sagte in einem Vortrag 2008 in München: *„Wenn wir richtig nachdenken, so bleibt die Gewaltlosigkeit (non violence) der einzig wirksame Weg zum Frieden“*. Der ehemalige Pax Christi Bischof und Bischof von Trier – Hermann-Josef Spital – versicherte: *„Nur Gewaltlosigkeit führt zum rettenden Frieden“*.

Natürlich ist Gewaltverzicht keine Garantie für Sicherheit und Leidferne. Er schließt sogar die Bereitschaft zum Leid ein; das sehen wir am Weg Jesu selbst. Wenn Gottes Sohn in denkbar schutzlosen Umständen auf diese Welt kommt und Gott Frieden verkünden lässt, wenn er wehrlos stirbt, dabei vergibt und nach seiner Auferweckung den Jüngern und Jüngerinnen mit dem Friedensgruß erscheint, wird einsichtig, dass mit Frieden nur einer gemeint sein kann, nämlich der, der aus der Gewaltfreiheit hervorgeht. Als Jesus in Jerusalem einzieht und die Stadt sieht, in der es von Gewaltbereitschaft förmlich knistert, weint er und ruft: *„Wenn doch auch du an diesem Tag erkannt hättest, was Frieden bringt. Jetzt aber bleibt es vor deinen Augen verborgen“* (Luk 19,42). Was ist das, was der Stadt Frieden brächte? Ist es das gewaltsame Erkämpfen von Gerechtigkeit durch Zeloten und Sikarier? Ist es die Kollaboration der jüdischen Hierarchie mit den Römern? Ist es die Revolution des Volkes, das einen starken König kreieren will? Nein, es ist die Gewaltfreiheit, die nicht auf einem Pferd, sondern auf einem schwachen Fohlen einer Eselin daherkommt (Mat 21, 1-8).

Die Gewaltfreiheit bringt nicht nur einem Gemeinwesen Frieden, sondern auch dem einzelnen Menschen – und zwar in einer dreifachen Weise: Frieden mit anderen, Frieden mit sich selbst und Frieden mit Gott. Den Frieden mit anderen, weil diese sicher sein können, niemals durch gewaltfreie Menschen oder Menschengruppen¹⁰ überfallen, verletzt, ausgeraubt oder getötet zu

⁹ diese muss gar nicht emotional intensiviert sein, sie ist eine geistige Kraft

¹⁰ gewaltfrei im Sinne eines entschiedenen Gewaltverzicht d.h. dauerhaft unbewaffnet und kooperativ.

werden, den Frieden mit sich selbst, weil die Gewaltfreiheit die Übereinstimmung des Ich mit dem Gewissen und der vernünftigen Einsicht nach sich zieht, und den Frieden mit Gott, weil die Gewaltfreiheit mit einem existentiellen Gottvertrauen verbunden ist und Menschen die „ohne Gewalt sind“ gewiss sein können im Willen Gottes zu leben. Einen solchen Frieden kann Jesus hinterlassen.

Indessen, zwar ist die Gewaltfreiheit der Mutterleib woraus Frieden geboren wird, aber sie garantiert nicht unbedingt das entsprechende Entgegenkommen des Gegenübers. Das Annehmen des Leides, das damit verbunden sein kann, ist deshalb für die Gewaltfreiheit konstitutiv.

„Wenn die Gewaltfreiheit den Frieden nicht garantieren kann, dann setze ich doch lieber auf Militär und Rüstung wovon der Gewaltbereite Angst hat und sich „friedlich“ verhält“, denkt die Oberflächlichkeit. Doch ergibt solches nur ein labiles Gleichgewicht der Angst und des Schreckens. Das Vertrauen in Gewaltpotentiale wirkt wie eine innere Blutvergiftung, die Imperien, Völker und Systeme in den Abgrund treibt. Wir beobachten gerade wie eine Weltmacht mit einem starken Volk durch sein überwiegendes Gewaltvertrauen sich selbst demontiert und die Welt mit Kriegen versorgt. Sie verwickelt sich in zahlreiche innere Widersprüche, indem sie z.B. nicht dem Mord mit Recht begegnet, sondern Recht durch Mord ersetzt. Klar, in der Gewalt ist die Lüge verborgen, und die Lüge verbirgt die Gewalt. Das Vertrauen in sie erzeugt solche Widersprüche und führt mit Sicherheit – der Lauf der Geschichte demonstriert es hinreichend – zum Untergang. Das Gift der Gewalt frisst nicht nur den Staatshaushalt und türmt die Schuldenlast, es führt das Denken und Fühlen einer ganzen Nation in ein Labyrinth der Lüge, aus dem sie nicht mehr entrinnt. Ein solcher Weg kann nicht zum Frieden führen. Aus der Gewaltfreiheit aber könnte er geboren werden, mit Schmerzen zwar und ohne Garantien, aber doch voller Leben und voller Perspektiven für die Evolution des Lebens und die Einswerdung der Welt.

Jetzt, zum Ende solcher Gedanken darf ich wiederholen: Der Friede Christi ist der Friede aus einem gewaltfreien Sinnen und Trachten. Dies lässt sich aber kaum durchhalten ohne existentielles Vertrauen in Gott. Wir können es nach biblischen Glauben nicht erreichen ohne seine Hilfe, und wir können es nicht leben und durchstehen, ohne auf seinem Schutz zu vertrauen. Andere Religionen und Weltanschauungen setzen andere Perspektiven die existenzielles Vertrauen erlauben. Auch atheistisch eingestellte Menschen, die „Gewaltfreiheit“ erstreben, kommen ohne Vertrauen in das Unerklärbare nicht aus, sei es die Kraft des Lebens, sei es das Gute im Menschen, sei es das große Unnennbare oder das Transzendente. Sie wären sonst allzu weltabhängig und hielten kaum der Versuchung einer gewaltakzeptierenden Weltanschauung - natürlich nur für den Fall der ultima ratio - und der Angst stand. Beispiele für einen Rückfall in das Gewaltvertrauen bietet die Welt genug.¹¹

In Jesus von Nazareth sehen wir das vollkommene Beispiel des Gottvertrauens, auf dem auch sein heilendes Wirken gründet. Zu Beginn seines Leidensweges setzt er kompromisslos auf den Willen und die Geborgenheit im Vater. Am Kreuz empfiehlt er seinen Geist dem Vater und noch vor dem Übergang in den Tod betet er die ersten Worte des 22. Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen...“ - Gottes Sein noch bestätigend. Wenn also Christus von seinem Frieden spricht, dann ist das das unbedingte Vertrauen in Gott, in seine Hilfe, seinen Schutz und seine Liebe. Dieses Vertrauen kann uns vom Angewiesensein auf Gewalt befreien - und der Furcht vor ihr. Der Schutz liegt nicht im Schwert (Mat 26,52), sondern im Vater (Mat 26,53). Dieses Vertrauen vermag uns auch den Mut zur gewaltfreien Aktion zu geben. Ist diese doch erforderlich um aufzuzeigen, wo die Welt steht und wo sie hin soll. War es nicht Gottvertrauen, das Jesus den Mut gab, in einer gewaltfreien Aktion im Tempelbezirk, allein, entgegen dem Mainstream und der geballten Macht der Hierarchie, die Macht des Geldes und des Gewinnes über den Haufen zu werfen?¹² So wurzelt, denke ich, die Gewaltfreiheit im Vertrauen in die Geborgenheit Gottes. Im Blick auf die Geburt, in der Annahme des Kreuzes und im Blick auf die Auferstehung ist sie die Option für das Werden der Welt und damit für das Reich Gottes. Letzteres entspricht auch der

¹¹ So lässt sich beobachten, dass schon mancher Pazifist zu einem Befürworter von Gewaltpotentialen, Kriegen und sogar der Atombombe geworden ist.

¹² Mat 21,12 ff / Mat 11,15ff / Luk 19,45 ff / Joh 2,13-16

Zusage Christi: „*Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben.*“¹³ Ihnen, den Gewaltfreien, den Wehrlosen, den Sanftmütigen wird die Zukunft zugesagt. Da Jesus selbst die Gewaltfreiheit repräsentiert, kann Paulus im Epheser-Brief seine Rede begründen: „*Denn er ist unser Friede.*“¹⁴

So vermute ich, dass die Metapher „gerechter Friede“ zwar vielerorts gut gemeint ist, aber uns dennoch vom Kern des Problems wegführt. Friedlich im tieferen Sinne kann nur sein, wer sich nicht auf Gewalt stützt und wer entschlossen ist, auch im Falle der ultima ratio weder mit Gewalt zu drohen noch sie anzuwenden. Solche Menschen sind notwendigerweise in ihren Beziehungen friedlich und somit Friedensstifter – was nicht bedeutet, dass sie allen angenehm sind und schweigen gegenüber der Gewaltsamkeit.

So wie der „gerechte Friede“ durch die Denkschriften der Großkirchen in Deutschland definiert wird, schließt er Gewaltanwendung durch den Staat im Falle der ultima ratio ein und ist letztlich auf Gewalt angewiesen. Doch der Friede wächst von unten her durch eine gewaltfreie Gesinnung und nicht von oben her durch gewaltbewehrte Mächte. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn zur Proklamation des gerechten Friedens dann doch wieder die Kriterien des „gerechten Krieges“ auftauchen: „Gerechter Friede“ (153) – (160), „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ bei 3.2. Freilich unter anderen Namen, entweder unter dem Stichwort „Kriterien humanitärer Interventionen“ (Die deutschen Bischöfe) oder unter der „Rechtserhaltenden Gewalt“ (EkD-Denkschrift). Ist es das, was mich beim „gerechten Frieden“ so verwirrt und der Frieden über das begriffliche Korsett erneut klagen muss - wie einst durch Erasmus von Rotterdam?¹⁵

- *** -

¹³ Mat 5,5

¹⁴ Eph 2,14

¹⁵ Erasmus von Rotterdam: Die Klage des Friedens, Piper, München-Zürich